Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 17 Bremen-Berlin, den 23. April 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Der Geist der Kraft. Von Carl Lamb. — Laien-Wünsche für die evangelische Predigt der Gegenwart. II. Von G. Freybe. — Theater und Kirche, ihr geschichtliches Verhältnis. II. Von Nithack-Stahn. — Martin Luther. Von Philipp Simon. — Eine Reise nach Spanien. III. Von K. Rörig. — Vom Büchertisch.

Der Geist der Kraft.

2. Tim. 1, 7.

„Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern den Geist der Kraft" — so stellt der Verfasser des zweiten Timotheusbriefes einander entgegen. Er redet nicht von dem berechtigten Mißtrauen gegen die eigene Kraft, auch nicht von jener Furcht, welche der Anfang der Weisheit ist, sondern offenbar von jener lähmenden Furcht, welche ein Zeugnis der Schwäche des geistlichen Lebens ist; er spricht von der inneren Unsicherheit derer, die den sittlichen Halt oder das religiöse Fundament des Lebens verloren haben, — von jener Mattherzigkeit und Zaghaftigkeit, welche die im Berufe zu bringenden Opfer scheut, die Schwierigkeiten der Lage überschätzt, die Gefahren übertreibt, die Gebote der Pflicht überhört; von jener selbstsüchtigen Zurückhaltung, welche nicht wagt, einer großen, mühsamen Aufgabe nahe zu treten. Es handelt sich hierbei nicht um eine vorübergehende Schwäche, nicht um eine jeweilige Unentschlossenheit, sondern um einen geistigen Zustand, der auf längere Zeit die Richtung des Lebens bestimmt und die Art des Wirkens beherrscht, um einen Geist der Furcht, der sich entnervend in die Seele schleicht und die Entfaltung der erweckten Gaben und Kräfte hindert. Einen solchen Geist hat Gott uns nicht gegeben. —

Gott hat uns seinen Geist geschenkt, und dieser Geist ist ein **Kraftgeist**, der mit der Frische und Fülle ursprünglichen Lebens allen bösen Willen bricht und alles Gottfeindliche niederringt. Er bändigt die finsteren Leidenschaften unseres Herzens; er tötet die argen Gedanken; er befreit die gebundene Kraft, erweckt die schlummernde Gabe und schafft zum neuen Leben neue Triebe. So setzt er von innen heraus die Seele in Bewegung und teilt ihr die rettenden Kräfte mit, damit dieselben in immer weiteren Kreisen wirksam werden zum Heile der Welt. Denn, was die Lebenserneuerung der Völker, was die Verjüngung der Welt bewirken soll, — das ist nichts anderes, als was die Lebensvollendung der einzelnen Seele zu stande bringt, nämlich die Mitteilung göttlichen Lebens durch jene Kraft, welche Geist, durch jenen Geist, welcher Kraft, durch jenen Kraftgeist, welcher Geist des lebendigen Gottes ist. Von ihm wird nicht eine besondere Fähigkeit zu diesem oder jenem nur hervorgerufen, nicht ein einzelnes Vermögen für sich befruchtet und entwickelt, nicht hier eine Kraft geweckt und dort eine Gabe niedergelegt, — sondern eine alles durchdringende neue Beseelung, eine geistige Wirksamkeit greift von einem und demselben Lebensmittelpunkte aus gestaltend in alle Fähigkeiten, Gaben und Verhältnisse ein und spannt die verliehenen Kräfte zu den höchsten Leistungen an. Von diesem Geist kommt uns die Kraft, zu dulden und zu wirken, zu leiden und zu leisten; die Kraft, zu nehmen, was Gott uns gibt, zu geben, was er uns nimmt, zu tun, was er fordert, zu tragen, was er auflegt, zu bitten, was wir bedürfen; die Kraft zum Widerstand wie zum Angriff, zur Arbeit wie zum Kampf, zum Stillestehen und zum Weitergehen. So getrösten wir uns allezeit des ermunternden Zurufs:

„Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern den Geist der Kraft."

Pirmasens i. Pfalz. Carl Lamb.

Laien-Wünsche für die evangelische Predigt der Gegenwart.

II.

Inhaltlich soll das religiöse Moment beherrschend im Vordergrunde stehen, und zwar Gott selber, sein Wesen und Wirken, seine Größe und Herrlichkeit, seine Allmacht und Weisheit, „entsprechend der Art und Weise Jesu, der nicht sich, sondern Gott gepredigt" und „sich stets mit seiner Lehre identifiziert", Glauben an seine Sache, nicht aber an seine Person gefordert hat. (O. H. in H.) Darum ist auf Jesu Worte zurückzugehen (A. und O. H.), auf seine Gesinnung, denn seine „Worte waren nur Erklärungen seiner Taten". Dagegen hat die Christus-Anbetung, die ein Personenkultus ist, den Gesichtskreis der „Gläubigen" in erschreckender Weise verengt. (O. H.) Gott muß aber auch aus Natur und Geschichte erkannt — das Gedicht des Astronomen Mädler „Mein Glaube" wird als Beispiel angeführt — und die Gewißheit geschöpft werden, „daß dieselbe Weisheit, welche die Geschicke der Völker lenkt, auch bei unserer gewöhnlichen Schicksalsführung sich offenbaren wird und muß". (O. H.) „Daß auch Jesus Gott in der Natur geschaut hat, beweisen einige seiner Gleichnisse. Aber selbst wenn sie uns nicht überliefert wären, wüßten wir doch ganz genau, daß dem so gewesen ist. Jesus hat Gott eben immer und überall geschaut, weil er in Ihm lebte und webte, weil er eins mit ihm war. So gilt es auch hier in seinen Fußstapfen zu wandeln." (O. H.) „In seinen Fußstapfen, in seiner Nachfolge", wie für die

religiös-erbauliche, so ist auch für die ethisch-erweckliche Seite der Predigt immer wieder auf Jesus zurückzugehen und an ihn anzuknüpfen. O. H. rückt dabei das Motiv der Dankbarkeit („Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet“), A. das des Gehorsams (Nachfolge Jesu) und des Altruismus (Dienen), W. B. das der sittlichen Selbsterkenntnis in den Vordergrund: Die Predigt „soll uns aneifern, uns in den Dienst Gottes zu stellen, indem wir seine Werke, vor allem uns selbst und die uns Menschen gestellte Aufgabe erforschen. Erkenne dich selbst!“ (W. B.) Dabei soll die Predigt „die Schäden der Zeit und die Fehler der Einzelnen mit Ernst und frei von „Rücksichten“ behandeln“ (E. R.) und zum Bau des Gottesreiches auf Erden, zur Arbeit und zu Opfern für dasselbe wirken. (A.)

A. gibt noch eine ganze Reihe einzelner Wünsche und Bedingungen an zur Erreichung dieses Zweckes: Einschränkung des liturgischen Teils, Fortfall aller vorgeschriebenen Texte wie Gebete, aller Kirchenplätze, luxuriöser Pfarrhäuser wie staatlich bezahlter Prediger, überhaupt Trennung von Kirche und Staat, vor allem enge persönliche Fühlung zwischen Prediger und Gemeinde; auch alles Theatralische, wie alle zu subjektiv gefärbten und dogmatischen Lieder müssen schwinden; Bibelerklärung, Kirchenlied und Kirchengeschichte sind getrennt in besonderen Vorträgen zu bieten; es darf keine bloße Passivität der Kirchgänger herrschen; kurz von einer gewaltigen Gottesdienständerung erwartet er auch eine Predigtänderung und mehr Erfolg. Es gilt vor allem aber durch unser Leben die Leute erst einmal in die Kirche hineinzupredigen.

Und ganz besonders dem Leben des Pfarrers schreiben die meisten eine große Wirkung zu. A. wünscht eine Zurückführung hinsichtlich der Gehaltsverhältnisse des Pfarrers auf die Zustände des Urchristentums; es sei eine „den geistlichen Stand durchaus entwürdigende Tatsache, wenn der Prediger zu seinem Lebensunterhalt nach dem jetzigen staatlichen Besoldungsmodus auch von den Kirchensteuern derer bezahlt wird, die im grunde innerlich der Kirche entfremdet sind und nur formell noch zu ihr gehören. Nein — derjenige, welcher den Seelsorger braucht, soll ihn bezahlen; auch hier wünsche ich im Interesse des Predigers selbst die Zurückführung der christlichen Gemeinde auf das Urchristentum. Sagen Sie, mein lieber Herr Pfarrer: wo ist der Glaube an die göttliche Durchhilfe und das Vertrauen auf die Gemeinde, wenn man sich sagen kann: am ersten des Monats bekomme ich wieder frisches Gehalt? Glauben und Vertrauen können sich unter solchen Umständen garnicht entwickeln, und wo sie sich entwickeln, da sind sie doch nicht „durch Feuer bewährt“. Der größte Glaubensmann des 19. Jahrhunderts, G. Müller, sagte einmal: „Die Kirche hat ihre primitive Einfalt verloren . . . die Sitte, feste Gehälter Dienern des Evangeliums zu geben, ist nicht schriftgemäß.““ F. H., der sehr energisch vor dem Schuldenmachen der Pastoren warnt, nimmt sie andererseits doch gegen unbillige Anforderungen und Vorwürfe in Schutz: „Das alte Wort: „Wer am Wege baut, hat viele Meister“, paßt auf keinen Stand so sehr als auf den des protestantischen Geistlichen. Die Stellung der katholischen Priester ist weit sorgenfreier und viel fester begründet als die unserer protestantischen Prediger. Beruf und Mensch sind bei dem katholischen Priester streng geschieden, der berufliche Charakter wird durch kein Vergehen des letzteren in seinem Ansehen geschmälert, der amtierende Priester ist losgelöst von dem Menschen und vermittelt als Priester die göttliche Gnade, seine menschlichen Fehler schaden dem Amte nicht. Von unseren protestantischen Geistlichen dagegen verlangen wir einen tadellosen Lebenswandel. Die Prediger sollen in jeder Hinsicht Vorbilder der Gemeinde sein und die christlichen Lehren nicht bloß verkündigen, sondern auch üben und vorleben. Ihr Hauswesen soll in tadelloser Ordnung gehalten werden, der Pastor darf keine Schulden machen, auch wenn sein Einkommen mit den Ausgaben in keinem Verhältnisse steht. Seine Kinder sollen Musterkinder sein; man zeigt mit den Fingern auf ihn, wenn er einmal ins Wirtshaus geht; er soll bei geselligen Vereinigungen die Unterhaltung in Fluß bringen, überhaupt der Geistliche müßte ein Übermensch sein, wenn er dem Phantasiegebilde der öffentlichen Meinung entsprechen wollte. Die Geistlichen sind auch nur schwache Menschen wie wir und haben außerdem den Nachteil, daß sie schwarze Kleider tragen, auf denen man den Staub am leichtesten sieht. Bei geselligen Vereinigungen hört man oft die Bemerkung, daß die fröhliche Stimmung erst aufkomme, wenn der Geistliche sich entfernt hat. Wenn man gerecht sein will, so muß man sagen, daß die Gemeinden es selbst verschulden, wenn die Geistlichen zurückhaltend sind, sie wollen die Prediger nicht anders als streng und gemessen. Noch weniger gefällt mir jedoch der Geistliche, welcher durch läppischen Witz den Eindruck seiner ernst gehaltenen Rede zu verwischen und schnell eine heitere Stimmung herzustellen sucht. In diesem Falle kommt mir der Geistliche wie ein Schauspieler vor, der eine ernste Rolle mit einer komischen vertauscht. Auf einer Hochzeit hörte ich nach der Traurede den Geistlichen über die Erregung der jungen Frau witzeln. Damit war allerdings, im Gleichnis zu reden, das Eis gebrochen; ich hatte aber das Gefühl, daß die Rede auch ihren Zweck verfehlt hatte.“

Erwähnt zu werden verdient vielleicht noch die lebhafte Animosität, mit der sich O. H. gegen Christi Himmelfahrt wendet, „ein Fest, das von der zweiten Reformation erbarmungslos hinweggefegt werden wird, weil der Glaube daran den Menschen des 20. Jahrhunderts nicht mehr zugemutet werden darf.“ „Auferstehung und Himmelfahrt stehen und fallen miteinander“; doch soll Ostern, „das Triumphieren des unsterblichen Geistes Jesu über seinen leiblichen Tod, das sich in der Fortdauer seines Lebenswerkes offenbart“, gefeiert werden.

Weitere Beiträge zur Frage nach der Gestaltung der Predigt in der Gegenwart sollen auch ferner hier gern berücksichtigt werden, sofern sie neue, bislang unerörterte Gesichtspunkte bieten.

Anhangsweise möchte ich kurz berichten über einen Vortrag auf der Versammlung der Freunde der „Kirchlichen Gegenwart“ in Bremen.*) Am 10. Februar behandelte dort Herr Landrichter Haake aus Oldenburg obiges Thema. Das Christentum, diese Religion der Kraft und lebenerneuernden Macht, zeige im persönlichen Leben oft so wenig von seiner Wirkung. Zur Erfüllung der Aufgabe „Salz der Erde und Licht der Welt“ zu sein, müßten die Kirchenchristen heraus aus einem engen, scheu sich zurückziehenden, fast sektenartigen Christentum der Lehre und des Bekenntnisses zu einem der Kraft und des Geistes, dann würden auch die Ernsten unter den Unkirchlichen gewonnen werden. Die herkömmliche alte Predigtweise erfülle diese Aufgabe nicht, da sie zu eng, ihr Inhalt zu trübe sei. Nach allen Seiten hin richte sie Scheidewände auf, so gegen die natürlichen guten Eigenschaften, gegen ein allgemeineres, ernstes Streben, gegen andere dogmatische Richtungen, gegen Natur- und Geisteswissenschaften, wie gegen die ganze heutige Zeit. Die Erde gilt als Jammertal — trotz so kraftstrotzender, lebensfroher Persönlichkeiten wie Goethe und Bismarck —, die Menschheit als grundschlecht, Darstellung der Sünde als Hauptsache; die herkömmliche Predigt führe oft nicht direkt zu Christus oder zu Gott hin; das natürliche Gefühl der Liebe gegen den Nächsten hat ihr nur Wert, wenn es von bewußter Liebe zu Gott getragen ist. — Diese Predigtart ist in der Form sehr lehrhaft und wortreich, hat viele Ueberschwenglichkeiten in der Sprache; viele große, heilige Wahrheiten (z. B. die unergründliche Barmherzigkeit Gottes)

*) Ungefähr alle zwei Monate findet in Bremen eine Zusammenkunft von Lesern und Freunden der „Kirchlichen Gegenwart“, des liberalen, von P. Grethen-Schmalförden herausgegebenen Gemeindeblattes für Hannover statt, an der sich auch Damen und Herren, Laien und Theologen aus Oldenburg und Bremen, auch aus den Kreisen des Protestantenvereins beteiligen.

treten mit stereotyper Regelmäßigkeit auf, und die allerseligsten Erfahrungen werden leicht zu Phrasen. Wie zurückhaltend lehrte demgegenüber Jesus, etwa über das Jenseits, während in der herrschenden Predigtpraxis vielfach das ewige Halleluja in hohen Tönen angeschlagen wird. Groß ist hier die Gefahr des Wortchristentums. Unnütz wird ein Kirchlicher in allerlei Gegnerschaften hineingetrieben, ein Suchender kann hier nicht finden, die Unkirchlichen werden völlig abgestoßen; vieles muß ihnen unwahr erscheinen; denn der Mensch ist nicht so grundschlecht, wie er vielfach hingestellt wird; sie widersprechen den Überschwenglichkeiten, und eine künstliche Demut vor den Menschen widerstrebt ihrem gesunden Empfinden. Solche Predigt kann nicht wirken, was sie heute leisten soll, höchstens das Gegenteil erreichen.

Die Predigt, die das zu wünschende Ziel erreichen kann, muß vor allem weitherzig sein, wie Jesus selber weitherzig war; frei von aller Unversöhnlichkeit soll sie das Recht der freien Persönlichkeit achten und zur Weitherzigkeit erziehen. Man darf das reiche Leben nicht in eine enge Schablone pressen. Besonders an den großen Festen und wenn sonst einmal auch die Unkirchlichen kommen, soll keine abstoßende, enge Festigkeit, sondern suchende, helfende, werbende Liebe von der Kanzel aus ihnen entgegentreten. Zweitens soll sie als Predigt des Evangeliums Freudenbotschaft sein; wenn sie gewiß auch ernst Sünde aufdecken und Gewissen aufwecken soll, so soll sie doch nicht Johannis des Täufers, sondern Jesu Art tragen. Sie soll reden von der Vaterliebe Gottes, von Vergebung und Frieden, von der Kraft der Bruderliebe, die das Leben reich und das Herz weit macht. Jesus in seiner Liebe, die sich nicht erbittern läßt, soll im Mittelpunkte stehen, nicht aber darf tote Lehre geboten werden; denn der Glaube selber ist etwas Lebendiges, nichts Fertiges, sondern etwas stets Werdendes und durchaus Persönliches. — Das Bild Jesu soll einfach und warm gezeichnet werden; sein Bild von der äußeren Welt ist in Trümmer gesunken, aber seine innere Welt, die religiös-sittliche Welt ist geblieben und er in ihr. An ihm kann das Verlangen der Gegenwart nach Persönlichkeit seine Befriedigung finden. — Was endlich drittens die Form der Predigt betrifft, so soll sie das Gewand schlichter Sprache und unerbittlich strenger Wahrhaftigkeit, auch gerade psychologischer Wahrhaftigkeit tragen. Auf die Persönlichkeit des Predigers kommt es dabei und überhaupt heute in erster Linie an; das persönliche Christentum ist einfacher aber auch schwerer geworden als in früheren Zeiten, wo man oft meinte, die rechte Lehre genüge schon; das Christentum ist Leben, darum werden Nachlässigkeiten und Kleinigkeiten dem Prediger heute viel mehr angerechnet. Das Leben des Einzelnen wird und muß stets die beste Predigt sein. G. Freybe.

Theater und Kirche, ihr geschichtliches Verhältnis.

II.

Aber diese Mysterien drängen allmählich hinaus aus den Kirchenhallen; man schlug Bühnen auf vor den Portalen, bald auf den freien Kirchplätzen, endlich auf den Märkten. Die Priester gaben ihre Rollen ab an Laien, freilich nur an Männer, und auch nicht an Berufsschauspieler; diesen Stand gab es noch nicht. Höchstens, daß noch ein Priester die Hauptrollen, die heiligen Gestalten spielte. Der Grund dieser „Entkirchlichung“ der Spiele im eigentlichsten Sinne lag nicht nur in äußeren Rücksichten auf größeren Apparat, den die Phantasie des Volkes zu Hülfe haben wollte und der im Altarraume unmöglich war. Auch der Ton und Inhalt der Mysterien verweltlicht; die steifen, gottesdienstlichen Formen wurden abgestreift, besonders in Deutschland stieg die Volkstümlichkeit und damit auch Volksmäßigkeit der Spiele. Warmblütige Menschen, Kinder des kindlich gläubigen und dabei rohen Mittelalters agierten dort als biblische Personen. Gräßliche Teufelsscenen wechselten mit burlesk komischen. Das alles ganz naiv in der Tracht der Zeit. Drastische, scenische Mittel mußten herhalten: Bei der Flucht nach Ägypten trägt der Joseph eine Laterne. Er wird gern als griesgrämiger Alter aufgefaßt. Beim bethlehemischem Kindermord werden hohle, mit Blut gefüllte Puppen zerhauen. Die Geißelungsscene wird in unbiblischer Art und mit einer uns verletzenden Derbheit ausgeführt: Ein Jude bläßt dem leidenden Herrn mit einer Trompete ins Ohr, andere stecken ihm die Zunge heraus. Einer betrachtet ihn spöttisch durch ein Augenglas, dabei treten die Peiniger meist in betrunkenem Zustande auf. Unter dem Kreuz fehlt sogar ein Narr mit der Schellenkappe nicht, wie wir aus einem Altarbilde wissen. Die um den Rock würfelnden Knechte raufen sich bei den Haaren. Nicht unbekannt aus bildlichen Darstellungen des Mittelalters dürfte die Todesscene auf Golgatha sein. Im Donau-Eschinger Passionsspiel ist folgendes vorgeschrieben: Jeder Schächer hat ein Püppchen im Munde, das seine Seele vorstellt. Das eine nimmt ein Engel, das andere ein Teufel und trägt es mit großem Geschrei in die Hölle. In Augsburg entflog Christi Seele ihm als eine weiße Taube. In Luzern (1583) war in einer Höhlung des Kreuzesstammes die betreffende Taube verborgen, um im Augenblick des Todes losgelassen zu werden. Dem unbußfertigen Schächer wurde ein Eichhorn aus dem Busen gezogen, dem bußfertigen eine Puppe. Ähnlich malten den Vorgang Dürer und der große Luini. Selbst Gott und Christus scheute man sich nicht ins Massiv-Menschliche herabzuziehen. Bei der Höllenfahrt stößt Christus das Höllentor mit einem Fußtritt ein und zieht Adam, Eva, Abraham u. a. eigenhändig heraus. Die wundervolle Osterscene selbst fiel dem populären Geschmack zum Opfer. Eine beliebte Figur war der jüdische Spezereihändler, der am Ostermorgen mit den Frauen um die Salben feilscht. Der Lauf der beiden Jünger Petrus und Johannes zum Grabe ward zu einem Wettlauf von derbster Komik.

Und die gewaltigste Scene endlich, die das Spiel zu bieten vermochte, die größte, die überhaupt menschliche Phantasie erregen kann, die des jüngsten Gerichts, bekam ein menschliches, allzu menschliches Gepräge. Als Ersatz für die ihm geraubten Frommen des altes Bundes darf sich Lucifer, der Teufel, allerlei Christenseelen holen. Und so schleppt er denn nacheinander einen Bäcker, Schuster, Schneider, Gastwirt, Krämer, Räuber und nichtsnutzigen Priester in seinen Höllenschlund.

Es läßt sich ungefähr denken, wie die hölzernen Tribünen zitterten und der ganze Markt erdröhnte von dem wahren Höllenjubel des tausendköpfigen Publikums, wenn die fratzenhafte Satansgestalt die zappelnden Opfer an einer Eisenkette zum Feuerofen schleppte. Daß auch der Priester dabei nicht fehlte, — o tiefe Weisheit im kindischen Spiel!

Aber der Gipfel der kecken Unbefangenheit, mit der man die Lehren des christlichen Glaubens auf die Bretter brachte, wurde in den Darstellungen von Gott selber erreicht. Beim Einzuge der Königin Isabella in Paris 1389 thronte über einem Triumpfbogen zum Willkommen die ganze Dreieinigkeit in leibhaftiger Gestalt, Gottvater mit der Krone. Tritt der letztere im Spiel selber auf, so wird freilich für unser Empfinden die Grenze der Frivolität überschritten, wie in jenem altfranzösischen Passionsspiel, das denn doch wohl auf deutschem Boden nicht gut zu denken ist, und aus dem ich nur im Urtext zu citieren wage. Ein Engel tritt unmittelbar nach dem Kreuzestode Christi zu Gott Vater und findet ihn schlafend. Er weckt ihn mit folgenden Worten:

„Père éternel, vous avez tort,
et devriez avoir vergogne.
Votre fils bien aimé est mort
et vous dormez comme un ivrogne.
G. Il est mort?
E. L'homme de bien.
G. Diable t'emporte, que je n'en savais rien.“

Wie anders, wie entzückend naiv das deutsche

Schöpfungsspiel, wo Gott im langen Talar und weißen Bart auf hohem Gerüste thront, von Engeln umringt, und also anhebt:

„Nu will ich, daß da werde
Himmel unde Erde!"

Gewaltig mußte die Wirkung solcher Spiele auf das Volksgemüt sein, von einer erziehlichen Kraft, von einer erschütternden Wucht, die heute auch die größten Meisterwerke der dramatischen Kunst nicht entfernt erreichen. Man denke sich in dieser bibellosen Zeit eine Zuschauerschaft von Analphabeten, aber kirchlich erzogen — zusammenströmend zu einem wahren Volksfeste. Dann in feierlicher Prozession, von Priestern geleitet, die Spieler, oft 600 an der Zahl, einziehend auf die Riesenbühne, die in drei Stockwerken, Himmel, Welt und Hölle abbildend, bis zu Haushöhe aufstieg. Da schritten sie einher, all die wohlbekannten Gestalten, in denen das Volk lebte und webte: die Patriarchen von Adam bis Jakob, König David mit der Harfe und der weise Salomo, Christus selbst, der Herr, und die gebenedeite Jungfrau, die Apostel und Propheten, und alle deutsche Sprache im Munde, in deutsches Kleid gehüllt; und auch die Verruchten, bei deren Erscheinen manche Faust sich ballte, Judas und Kaiphas und Pilatus; Luzifer selber, der Fürst der Finsternis, mit seinem scheußlichen Gefolge. Und dann ertönte zum Beginn aus Himmelshöhen wie aus Engelsmunde der Ruf: Silete! Schweiget — und Silete! pflanzte es sich fort durch alle Sitzreihen, hinauf bis zu den offnen Fenstern der Häuser, an denen die Zuschauer standen, Kopf an Kopf, ja bis zu den Dächern, auf denen sie saßen, eine Riesenversammlung ohne Eintrittsgeld, die Ärmsten neben den Reichen. Und unter Totenstille kommt ein Herold im Harnisch hoch zu Roß daher und spricht etwa:

„Wir wollen haben ein Osterspiel,
Daz ist vröhlich und kost' nit viel."

Drei Tage dauerte manches Spiel. Zum Schluß rief der Herold:

„Amen sprech wir alle
mit einem gemeinen Schalle."

Und „Amen" brauste es über den Markt aus tausend und aber tausend ergriffenen Herzen. Ed. Devrient sagt in seiner Geschichte der Schauspielkunst: „Es gibt schlechterdings keine gewaltigeren und tiefsinnigeren Stoffe als diese symbolisch-geschichtlichen. Alle andern Stoffe sind eigentlich nur Abschattungen dieses einen." Was vermag der Goethesche „Faust", dieser großartige Versuch eines modernen Menschen, in die Formen eines mittelalterlichen Mysteriums das ganze geistige Leben der Neuzeit hineinzugießen, — was vermag er über ein Theaterpublikum des 19. Jahrhunderts, verglichen mit der elementaren Gewalt, mit welcher ein Schauspiel jener Art das ganze Volk im Banne hielt, die Gemüter durch Himmel, Welt und Hölle jagte, ihm riesengroß sein Schicksal vormalte, Anfang und Ende der Welt verknüpfend, ein Drama des Jenseits vor ihm aufrollend, seine ganze Philosophie, Natur- und Geschichtskunde in diesen großen Rahmen fassend? Und dazu das geistige Niveau der Zuschauerschaft, noch ohne die Höhenunterschiede der Jetztzeit, ein ungetrübter Idealismus auf allen Bänken des Theaters, ein Volk von kindlicher Aufnahmelust, halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen, — mit frischen Nerven und hellen Augen anstaunend das alte, ewige Geheimnis seines Glaubens, das da volkstümlich, christlich-deutsch von seinesgleichen gespielt ward.

Freilich solches Spiel verlangt auch solche Zuschauer. Selbst ein Goethe konnte nicht mehr wagen, den Herrn der Heerscharen leibhaftig vorzuführen; denn er hat sein Vorspiel zum „Faust" nicht für die Bühne geschrieben, und die neuere Theaterregie, die diese Scene aufführt, gestattet nur ein Sprechen der Gottesstimme hinter den Kulissen. Nichts aber kennzeichnet stärker den Unterschied von einst und jetzt im Theater, als daß neuerdings eine Obrigkeit es im Interesse der Religion für nötig hielt, einen „Johannes den Täufer" oder „Maria von Magdala" von der Bühne auszuschließen. Was einst Erbauung war, von der Kirche selbst dargeboten, das scheint heute dem Glauben anstößig zu sein. Ob etwa heutzutage der Glaube weniger Anstoß verträgt als einst?

Gegen Ende des Mittelalters kommt die Mysterienbühne in Verfall. Es ist, als habe diese Kunst nur in der Atmosphäre jener Jahrhunderte gedeihen können. Zeichen der Décadence ist zuerst das Überhandnehmen des Possenhaften. Der Schritt vom Erhabensten zum Lächerlichen, dem Volksgemüt überhaupt sehr naheliegend, war, wie wir gesehen haben, schon frühzeitig getan worden. Er kann trotz aller Derbheit harmlos gemeint sein, und wir müssen uns überhaupt hüten, alles für komischen Effekt im Sinne jener Zeit anzusehen, was auf uns als solcher wirken mag. Daß z. B. im Paradiesesgarten die Schlange zuerst aufrecht geht und erst nach ihrer Verfluchung zu kriechen beginnt, und zwar, wie die Regiebemerkung lautet „auf allen Vieren", ist ohne Zweifel ernsthaft gemeint. Auch daß von den Dächern herunter „Manna" in das Publikum geworfen wird, mag noch hingehen. Aber wenn die Eltern Jesu in Bethlehem von verschiedenen Hauswirten unter drolligen Bemerkungen von der Tür gewiesen werden, wenn die große Sünderin Magdalena, eine Lieblingsfigur der Mysterienbühne, mit ihren Galans tafelt und Schach spielt; wenn am Grabe Christi prahlhansige Ritter eine komische Scene aufführen, wenn Judas an den 30 Silberlingen mäkelt und mehr erhandeln will; wenn der schon erwähnte Wettlauf des Petrus und Johannes zum Grabe Christi um den Preis von ein Paar neuen Schuhen und einem Schwert ausgefochten wird — dann dürfte in der Tat die Linie überschritten sein, wo das Erhabene bewußt in den Staub gezogen wird.

Aber weit mehr noch als die Verrohung der kirchlichen Schauspielkunst, von der edler Empfindende abgestoßen werden mußten, trug zu dem Schwinden der Mysterien bei die abnehmende Naivität des Glaubens und das Aufblühen des Humanismus, der sich statt an diesen derben Volksfesten an den klassischen Tragödien und Komödien der Griechen begeisterte.

Nur in veränderter Form ist das alte kirchliche Volksspiel hier und da in der Neuzeit wieder erstanden: In den kirchlichen Oratorien eines Händel und Seb. Bach. Und wenn in der Matthäus-Passion, diesem wahrhaft protestantischen Mysterium, auf das Rezitativ des Evangelisten, auf den Todesschrei des Gekreuzigten der Chor einsetzt mit Akkorden des: „Wenn ich einmal soll scheiden" — so haben wir Heutigen einen ungefähren Eindruck der Art, wie ihn im 13. Jahrhundert das Volk empfing, wenn sein Heiland vor seinen Augen leibhaftig verschied. Soll ich das Oberammergauer Passionsspiel in diesem Zusammenhange nennen? Es ist nur eine Neuschöpfung eines frommen Priesters mit seiner gläubigen Dorfgemeinde. Das Mysterium, dessen Weihe ich selbst als Kind noch dort empfunden habe, scheint unaufhaltsam zu schwinden. Es ist zur Sehenswürdigkeit geworden, zu der man nach Bädecker hinreist, und ein einträgliches Geschäft.

Görlitz. Nithack-Stahn.

Martin Luther.

Eine dramatische Trilogie von Adolf Bartels. München. Georg D. W. Callwey 1903. (6. Band der „Gesammelten Dichtungen" von Adolf Bartels.)

Als historisches Charakterdrama möchte Bartels sein Werk beurteilt haben. Das Verhältnis seiner Trilogie zur Geschichte sei sehr eng. Der Dichter sehe das Drama in der wirklichen Geschichte und suche es herauszukristallisieren, wobei er nicht bloß die Charaktere unverändert zu lassen, sondern auch die tatsächlichen historischen Vorgänge zur dramatischen Handlung zu gestalten habe. Bei der meist fehlenden exakten historischen Überlieferung habe die dichterische Phantasie die meisten kleinen Züge zu geben, nicht die großen. — Man muß diese Ansicht des Dichters vom historischen Charakterdrama kennen, um den richtigen Gesichtspunkt zur Betrachtung des Werkes zu finden.

Erster Teil.

Der junge Luther. Drama in fünf Akten.

Bis zum Klostertor gehen wir im ersten Drama mit dem jungen Luther zu Erfurt im Jahre 1505. Die Festspiele gehen schnell über diese Zeit hinweg und zeigen Luther in seinen Seelenqualen auf dem Bußschemel, weil sich das leichter als Bild darstellen läßt. Dem Dichter des Drama mußte der Weg dorthin wichtiger sein, er mußte des Menschen Kern bloßlegen, um sein Handeln als notwendig wie des Baumes Frucht erscheinen zu lassen. Er mußte den unfertigen Jüngling zeigen mitten im Wirrwarr der Welt, aus der er ins Kloster flieht, um sich zu retten, und in die er dann zurückkehrt, um sie auf festem Grunde neuzugestalten. — In der Wirtsstube zu Ilversgehofen vor Erfurt finden wir den jungen Magister mit dem heimreisenden Vater und den studentischen Freunden. Er ist ein Fremder in seiner Umgebung. Der Vater wünscht ihm eine glänzende Laufbahn, die Freunde ahnen die künftige Leuchte der humanistischen Wissenschaft, er selbst träumt von Liebe, Freundschaft und Treue. An den lebensfremden Knaben drängt sich die kalte Wirklichkeit heran, um ihm seine Ideale nacheinander in den Kot zu ziehen. Noch in derselben Stube erschlägt sein Freund Alexius von Dennstedt, der ihm einst das Leben rettete, im Streit um ein fahrendes Weib einen Landsknecht, der mit einem Fluch auf den Lippen unbußfertig dahinfährt. Auf edler Frauen Liebe hatte er seinen Becher geleert, ein ekelhaftes Zerrbild der Liebe und den Tod in gräßlichster Gestalt hat er vor Augen. Ein Karthäuser Mönch bestätigt auf seine angstvolle Frage die ewige Verdammnis des Toten. — Die Schreckensworte vom Gericht Gottes klingen ihm von jetzt an unaufhörlich in den Ohren, die Welt erscheint ihm als ein großer Sumpf, durch den man auf fußbreitem Pfade wandelt. Zwar scheint der Sumpf noch eine blumige Wiese auf wohlgegründetem Boden zu sein: Eintracht und Freude lachen auf jenem bunten Frühlingsfest im Steigerwald, wo das Volk aufzieht mit Winterpuppe und Maienkönig und das Mailied singt des Herrn Walter von der Vogelweide. Aber das Lied von der verjüngenden Frühlingskraft klingt wie Hohn an diesem Platz; diese Welt ist alt und morsch und wird zerfallen. Auf eben diesem Fest wird Verrat geschmiedet gegen die Obrigkeit, durch eben dies Fest muß Luther den Glauben an Treue und Freundschaft verlieren. Und welche unversöhnlichen Gegensätze zeigen sich bei scheinbarer Eintracht. Der feine Mutianus Rufus neben dem unwissenden, fetten Domherrn, Ratsherr und Bürger, Bürgermädchen und fahrendes Weib, Dokter Faust, der weitbeschreyte Zauberer und Schwartzkünstler, und der Magister Luther. Immer mächtiger ringt sich bei Luther die Überzeugung durch, daß diese Welt der Untreue, des Teufelsspuks, der schönen Worte, die nicht Fisch noch Fleisch sind, nicht seine Welt bleiben kann. —

Das Maifest ist von Luthers Freund Alexius dazu benutzt worden, Ännchen, das Töchterchen des Meisters Trillhase, zu verführen. Der Vater wird in demselben Augenblick, als er der geschändeten Tochter die Tür weist, wegen Aufruhrs verhaftet und ins Gefängnis geschleppt. Luther verzweifelt an Treue und Freundschaft und fordert den Buben zum Zweikampf. Wiederum erscheint hier an bedeutsamer Stelle der Mönch und verheißt Luther den Frieden der Seele im Kloster. Er redet in den Wind. Luther steht noch zu fest in der Welt, zu fest glaubt er noch an seine Pflicht, das Unrecht zu rächen. Erst der Blitz, der ihm den Gegner vor seinem erhobenen Schwerte erschlägt, zwingt ihm in jähem Schrecken das Klostergelübde ab . . . In derselben Wirtsstube, wo einst der Magistertrunk stattfand, scheidet Luther von seinem Vater und seinen Freunden. Zum letztenmal schlägt er die Laute:

> Ach Gott, wie weh tut Scheiden,
> Hat mir mein Herz verwundt,
> So trab ich über die Heiden
> Und traure zu aller Stund.
> Der Stunden, der sind allzuviel,
> Mein Herz trägt heimlich Leiden,
> Wiewohl ich oft fröhlich bin.

Zweiter Teil.

Der Reichstag zu Worms. Zwischenspiel.

Luther ist in Worms am 18. April 1521. Es ist der Mann, der das Jahr zuvor die Welt erregt hat mit seinen drei reformatorischen Hauptschriften. Er hat das Ziel seiner Wünsche erreicht, er soll die Wahrheit sagen vor den Mächtigen der Erde. Vor der Sitzung des Reichstages ruht er und sieht im Traum die ganze Geschichte der Kirche, wie sie aus der Hölle Banden in des Papstes Bande kam, er denkt an sein Ringen im Kloster, wo er das Herz begraben wollte, das dann nur immer mächtiger und weher in der Kutte schlug, er erlebt noch einmal seine innere Befreiung, er hört die wuchtigen Schläge seines Hammers an der Kirchentür in Wittenberg, die Päpste raufen sich noch in der Hölle und laben seinen Haß, aber das milde Lächeln des Gekreuzigten gibt ihm frohe Hoffnung für die Menschheit. — In dem nun folgenden Gespräch mit Cochläus wird die Unmöglichkeit des Zurückgehens und die Verständnislosigkeit der Umgebung augenscheinlich. Der Zwiespalt und die Sonderpläne der Politiker machen den Erfolg des großen Tages wahrscheinlich, der nun in engster Anlehnung an die Geschichte seinen Verlauf nimmt.

Dritter Teil.

Der Reformator. Drama in fünf Akten.

Der Luther dieses Teils ist der mächtige Neugestalter jener Welt, aus der er einst fliehen mußte, um sich selbst zu finden. Er macht den Weg noch einmal auf der Höhe, den er früher im tiefen Tal machte. Im März 1522 hat er zu Wittenberg die acht Sermone gegen die Bilderstürmer gehalten. Seine Worte haben stark gewirkt. Wir sehen einen jungen Fanatiker, der aus seinem Todfeind sein Famulus wird. Wie anders redet er jetzt mit Fürsten und Herren! Demütig vor Gott und furchtlos vor den Menschen ist sein Ton, jener Ton des Briefes an Seine Kurfürstliche Gnaden Friedrich von Sachsen. Aber der Fluch des Satans beginnt zu wirken.

> Der hatte geschworen,
> Ihm einen Feind zu wecken.
> Ganz aus ihm selbst, aus seiner eig'nen Lehr.
> Bekämpft er Rom, doch wenn die Geister frei,
> Dann soll so stark der Freiheit Woge wallen,
> Daß nicht bloß Ketten, alle Bande fallen.
> Verwüstend zeugen soll ein wildes Heer,
> Daß nichts auf Erden länger heilig sei.

Die Verwirrung der Gemüter beginnt. Neben den Schwarmgeistern aus Zwickau und Thomas Münzer — der hier in Drama mit Regine Möller, dem fahrenden Weib, zum dramatischen Gegenspiel erhoben ist — steht Luther als der einzige, feste Punkt in dem Getriebe, als eine starke Mauer, an der sich die Wogen brechen. Das Neue Testament in deutscher Sprache ist seine neugeschmiedete Waffe zu Schutz und Trutz im Kampf gegen das unstäte Wesen des Satans von Allstädt. Und im wilden Toben der Bauernaufstände festigt sich Luthers Entschluß, ein Fundament seines Werkes zu legen mitten im Leben, und doch nicht jedem Windeswehen offen. Gegen den Rat aller Freunde, trotz der Bitten Melanchthons will er durch die Ehe Zeugnis ablegen für die heilige Ordnung Gottes. Ein letzter Versuch wird gemacht, ihn irre zu machen auf seinem Wege, ihn herüberzuziehen zur Sache der Bauern. Regine Möller, das fahrende Weib, jetzt die Prophetin der Volksbefreiung, sucht in Luther den rechten Mann, den sie in Carlstadt und Münzer nicht finden konnte. Auch diese letzte Versuchung gibt ihm nur mehr Sicherheit und bereitet trefflich die große Scene vor am Sterbelager Friedrichs des Weisen, des Friedensfürsten. Mit diesem sinkt der Friede ins Grab, und unter den hereindringenden Nachrichten von

den Greueln des Bauernkrieges erhebt Luther den Ruf zu den Waffen:

Tötet sie,
Sonst schlägt der Aufruhr bis zum Himmel auf,
Und flammenblutig geht die Welt zu Grunde!

Die Sache des Gegenspiels bricht bei Frankenhausen zusammen. Die fanatische Wut Thomas Münzers versagt vor dem verlorenen Haufen der Landsknechte. Reginens Tochter fällt, die Mutter liegt am Boden neben der Leiche. Dunkle Kunde dringt bald nach Wittenberg von der neuen Plage der fürstlichen Bluthunde, die im Bauernblut waten und den Gefangenen die Augen ausstechen. Dumpfe Beklemmung liegt auf dem Geiste des Reformators, der in Lukas Kranachs Garten mit seinem Freunde seine Vermählung feiert. Es wirkt wie ein Moment der letzten Spannung, die gelöst wird durch die Erinnerung an den Tod der ersten Märtyrer in Brüssel!

Der Sommer ist hart vor der Tür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden.

Jetzt ist er gefeit gegen die letzten Flüche des rasenden Weibes und legt all seine Last auf Gott, der ihm geboten hat, so zu tun und zu reden, wie er getan. Von nun an soll das Beispiel der Arbeit im christlichen Leben auf Grund des Evangeliums die gute Sache fördern: Dann wird man sehen, was Gott aus seinen lieben Deutschen macht. —

Das ist der Luther, den man im Bewußtsein des evangelischen Deutschland wissen möchte. Wie ihn Karl Bauer im Bilde gemalt hat, der echte Sohn seines Stammes und seines Vaters, des rechten starkknochigen Bauern, und der eifrige, unerschrockene Knecht Gottes. Historisch wahr in allen Zügen, groß und liebenswert zugleich, voll Hingabe an Gott und seine lieben Deutschen, denen er alles verdankt und denen er alles gibt. — Der erste Teil ist fünf Mal zu Erfurt aufgeführt worden, und gerade diese Tragödie eines Menschenherzens ist reich an hohen dramatischen Schönheiten. Bezeichnenderweise hat die Volksaufführung den stärksten Erfolg gehabt. Sollte Berlin nicht auch können, was Erfurt gekonnt hat?

Deutsch-Wilmersdorf. Philipp Simon.

Eine Reise nach Spanien.

III.

Granada, das entfernteste und ersehnteste Ziel unserer Reise. Pittoresker wird die Landschaft, Burgruinen zeugen von der großen, maurischen Vergangenheit, da die Sultane von Granada über ganz Südspanien geboten und durch diese, von rauschenden Bächen durchströmten, Gebirgstäler Allah verehrende Reiterscharen zogen. Entnervt, würdelos verließen die letzten Mauren das schöne Land, wo 700 Jahre früher ihre Vorfahren, beseelt vom Glauben des Propheten, unaufhaltsam vorgedrungen. Abend ist es, früh fuhren wir in Sevilla ab, im Dämmer und dann im Dunkel liegt die Hochlandspracht. Endlich, nach 14stündiger Fahrt, in Granada.

Südländischer Straßenlärm vertreibt uns früh den Schlummer. Hinaus, gilt es doch, die interessanteste Stadt Spaniens, vor allem die unvergleichliche Alhambra in Augenschein zu nehmen. Aber Bettler! Nie sah ich so viele. Auf den Hauptstraßen kann man buchstäblich keine vier Schritte gehen, ohne daß nicht ein neuer Bettler die Hand oder gleich einen Blechteller einem entgegenstreckt.

Der Kathedrale wird sich jeder Reisende mit Freude erinnern, weil sie als Renaissancebau so hell und freundlich ist im Gegensatz zu dem düsteren Ernst der Gothik, und weil sie so historisch denkwürdig, denn in der größten religiösen Begeisterung, gleich nach dem Abzug Boabdils, des letzten Maurensultans, ward sie begonnen, ward zur Gruft der „katholischen Könige“, d. h. Ferdinands des Katholischen und Isabellas, sowie ihrer Tochter, der wahnsinnigen Johanna und deren Gemahls, des Habsburgers Philipp. Und wie in Sevilla die Renequalen des Miguel de Mañara das Hospital de la Caridad hatten entstehen lassen, so war hier der Gattenmörder Alonso Caro der größte Förderer des Dombaues. Ihm verdankt das herrliche Bauwerk die gewaltige Westfassade, ihm auch den größten und besten Teil des plastischen und Gemäldeschmuckes. Da, wo alltäglich die Litaneien der Priester erschallen, im Chor, liegt der ruhelos nach Gnade ringende große Mann begraben. Er strebte nach oben, er suchte das Licht; man weiß nicht, ob man ihm das mehr in dem himmelaufragenden Dom, ob in den sieben Bildern aus dem Leben Marias voll weltentrückten Entzückens nachempfinden soll.

Die Alhambra. Hoch auf dem Plateau des schluchtenreichen Monte de la Assabica oberhalb Granadas ward sie erbaut, die maurische Königsburg, für Unzählige schon das Reiseziel in Spanien, ein durch fast 500 Jahre rätselhaft gut erhaltenes Überbleibsel aus ewig denkwürdiger Zeit, ein kunstgeschichtliches und historisches Kleinod sondersgleichen. Pompeji und die vielen plastischen Kunstwerke römisch-griechischen Altertums hatte der Schutt von $1^1/_2$ Jahrtausenden bedeckt gehabt, die Alhambra aber steht wie sie stand die lange Zeit, und wenn auch die Farben der Ornamente verblaßt sind, das Ganze ist geblieben, wie die Allah verehrenden Bewohner es verlassen, daß man beim einsamen Durchschreiten der Hallen und Höfe sich umsehen möchte, ob nicht ein Turbanträger um die Ecke schreitet oder an plätscherndem Springbrunnen des Sultans Favoritin mit ihren Sklavinnen sitzt. Wer doch in mondheller Nacht allein, ganz allein hier wandeln dürfte, daß der Schritt nachhallt und im Schauer heiligen Entzückens die Phantasie übermächtig die Vergangenheit heraufbeschwört, da etwa der gewaltige Mohamed V. gebot, — Washington Irvings seelenvollen Erzählungen dürften überboten werden. So aber ist nur an wenigen Tagesstunden die Herrlichkeit zu sehen und nur mit Führer in großer, internationaler Gesellschaft, da regt sich keine Phantasie.

Durch einen prachtvoll schattigen Ulmenwald, den Wellington 1812 anlegen ließ, gelangt man, immer rauschende Bächlein der Alhambrawasserleitung zur Seite und erfreut vom Konzert unzähliger Nachtigallen, hinauf. Mit dem gewaltigen quadratischen „Turm der Gerechtigkeit“ beginnen die zur Alhambra gehörigen aber unzusammenhängenden Bergbefestigungen. Über dem hohen Tor ist in den Stein eine Hand und etwas entfernt davon ein Schlüssel eingehauen. Jusuf I., der vor 550 Jahren diesen Turm erbauen ließ, hat die nach seiner Ansicht unerschütterbare Herrschaft der Mauren hier im Lande andeuten wollen, denn eher würde diese Hand den Schlüssel ergreifen; eine Überhebung, die nicht nur bei Mauren zur blutigen Ironie geworden. — Ein steiler Pfad führt durch den Gerechtigkeitsturm zu den Trümmern der Zitadelle Alkajaba, von derem noch ziemlich erhaltenen westlichen Turm man eine Aussicht von märchenhafter Schönheit hat auf Granada und den Alhambrapark im Vordergrunde und die zum Teil vegetationslosen Höhenzüge in der Ferne, überragt im Südosten von der schneebedeckten Sierra Nevada.

Nähert man sich nun der Alhambra, so muß vor allem der gewaltige Palast Karl V. auffallen, den dieser unmittelbar neben der Alhambra, wie zum Beweise der überragenden christlichen Kultur, zu errichten begann auf Kosten der seßhaft gebliebenen und Christen gewordenen Mauren. Aber nach 90jähriger Arbeit stockte der Bau und ist bis heute unvollendet geblieben, ein Torso, den jeder hier hinwegwünscht, wo er nur störend wirkt, dessen Renaissancefront und herrlichen Säulenhof man nicht würdigt und nicht würdigen kann, wenn man entzückt ist von der ungewohnten Herrlichkeit hinter den hohen Umfassungsmauern der Alhambra.

Nun zu ihr selbst. Der jetzige aber jedenfalls nicht ursprüngliche Eingang führt zunächst zum rechteckigen Myrtenhof, nach den Myrtenhecken um den Teich in

seiner Mitte so genannt. Seine linke Schmalseite begrenzt mit Marmorgallerie der Gesandtensaal im kolossal dickwandigen Comaresturm. Jusuf, dessen Allmachtsgefühl ja so stark, erbaute ihn, aber 150 Jahre später schon beriet in eben diesem Saal Boabdil die Übergabe Granadas, der Maurenherrschaft Ende. Sic transit gloria mundi. — An den Myrtenhof stößt der vielgenannte und noch mehr bildlich dargestellte Löwenhof, nach den zwölf Steinlöwen so genannt, welche die große Brunnenschale in der Mitte tragen. In reizvoller Abwechselung bilden 124 Säulen eine zierlich schöne Galerie um diesen Hof, der sich dadurch schon, mehr noch durch die ihn umgebenden Säle, als herrlichster Teil der Alhambra kennzeichnet. Düstere Begebenheiten knüpfen sich an diese Hallen. Der Saal der Abencerragen ist so genannt, weil Boabdil hier alle Mitglieder des mächtigen Adelsgeschlechtes beim Festmahl niederstoßen ließ, weil ihr Oberhaupt ein Liebesverhältnis mit der Frau des Sultans angeblich angeknüpft. Daher sollen nach dem Volksglauben noch die rotbraunen Flecken auf dem Marmorbrunnen dieses Saales Blutspuren der Abencerragen sein. Vielleicht war es umgekehrt, vielleicht baute auf die ungewohnte rote Marmorierung maurische Phantasie die Schauergeschichte auf, wenn auch Boabdils sittliche Verderbtheit sehr wohl mit feiger Grausamkeit vergesellschaftet hätte sein können.

Jetzt lassen alle diese prunkvollen, mit Stalaktitenwölbungen und Zackenbogen grotesk geschmückten Räume nicht vermuten, daß sie zu etwas anderem dienten, als drüben der Schwesternsaal mit den hohen Vasen, nämlich der Sultanin und ihren Frauen zum zauberisch schönen Aufenthalt, plätscherten doch in all' diesen Räumen Kühle spendende Springbrunnen, deren Wasser in Marmorrinnen herabrieselte zum Löwenhof. Der hinter dem Schwesternsaal lauschig versteckte Orangenhof kann nicht entzückender, als er es tut, dies königliche Frauenheim verschönern.

Und die Grundverschiedenheit der maurischen Bauart von der unsrigen, worin liegt sie begründet? In der Nachahmung des Zeltes der in der Wüste schweifenden Nomaden, dessen künstlerische Verklärung diese Prachträume von seltsamer Eigenart nur sind; denn die dünnen, zerbrechlichen Marmorsäulen sind nichts anderes als die Zeltstangen, die farbenprächtigen Ornamente aber die bunten Muster der Teppiche, mit denen das Zeltinnere verhängt ist.

Nun zu den Spaniern. Von ihnen ein richtiges Urteil abzugeben, ist gemeiniglich viel schwerer, als vom Lande, und ich will auch vorweg meine Auffassung, selbst wenn sie sich vielfach auf die vieljährigen Erfahrungen in Spanien ansässiger Deutschen stützt, eine rein subjektive nennen.

Rühmend heben die letztgenannten, Kaufleute und Industrielle zumeist, die Ehrlichkeit im Geschäftsverkehr, die dem spanischen Stolz entspringende noble Gesinnung beim Eingehen von Verträgen in gemeinsamer Arbeit hervor; mit Spaniern sei viel besser hausen, als mit Italienern, und wo Fabriken mit deutschen Vorarbeitern gegründet würden, da sei, etwa bei festlichen Anläßen, die Nüchternheit der spanischen Mitarbeiter, beschämend für uns Deutsche, scharf hervorgetreten. Einstimmig rühmten meine Bekannten auch, daß ihnen die Spanier mit einer gewissen Sympathie begegneten; tatsächlich ist ja auch schon jetzt der Handel mit Deutschland viel größer in mancher Hinsicht als mit dem benachbarten Frankreich.

Heikler ist es, über andere Charaktereigentümlichkeiten der Spanier ein Urteil abzugeben. Wir gedachten schon der Leidenschaft für grausame Schaustellungen; wir wissen, daß religiöser Fanatismus nirgends schrecklicher als in Spanien gewütet; dem aufmerksamen Beobachter dürfte, zumal in Kastilien, manches Angesicht aufstoßen, dessen finstere Verschlossenheit gegebenen Falles jähe sich wandelt in gemütsfernsten Fanatismus.

Brachten die Glaubenseiferer, von den „katholischen Königen" und Philipp, von Torquemata und Arbues an in vier Jahrhunderten solch schlimmen Charakterzug, oder bestand er, widerspiegelnd den glutheißen Sommer, die jähen Temperaturwechsel Spaniens, ursprünglich und gab sich nur kund im Schalten jener Schrecklichen? Wer sie beantworten könnte, diese müßig erscheinende Frage, würde auch damit Aufschluß geben über die Aussichten der spanischen Volksgesundung, wie über die dortige Los von Rom-Bewegung. Gefallen für immer ist ja die absolutistische Allgewalt der Krone, nicht wieder kann, wie zu Philipps und Albas Zeiten, eine freie Äußerung über die Art der Regierung als todeswürdiges Verbrechen geahndet werden, ja, zur republikanischen Staatsform ebnet sich allgemach der Boden. Aber auch zur Ausbreitung des Protestantismus? Ich verstoße vielleicht bei manchem Leser, wenn ich die Ansicht von in Spanien ansässigen Deutschen, von Protestanten, wiedergebe, nach der manche der übergetretenen Spanier aus dem Volke gerade so lange dem neuen Glauben treu bleiben, als die pekuniären Unterstützungen andauern, bezw. ihnen keine Anfechtungen erwachsen werden, die ihr Fortkommen erschweren oder gar gefährden. Und wenn selbstverständlich auch mancher Spanier, genau wie zu Zeiten der Inquisition, mit begeisterter Bekenntnisfreudigkeit dem Protestantismus anhangen wird, die Hauptmasse des Volkes würde das farbenprächtige Gepränge dem ernsten Nachwahrheitringen vorziehen.

Gott gebe, daß diese Zweifler unrecht haben!

Karl Rörig.

Vom Büchertisch.

Johannes Hattendorf. — Geschichte des evangelischen Bekenntnisses in der Stadt Fulda. 1 Mk.

Vorliegende Schrift entspricht dem in letzter Zeit oft vernommenen Aufruf zur eingehenderen Bearbeitung der lokalen Kirchengeschichte und ist insofern, als einzelner Baustein in einem größeren Ganzen, von allgemeinerem Interesse. Zugleich aber sucht sie mit ihrer schlichten Darstellung und ihrem mäßigen Preis ihren Leserkreis in der jetzigen evangelischen Gemeinde zu Fulda, die erst dem infolge des Lünewiller Friedens mit dem säkularisiven Bistum Fulda entschädigten Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau ihre Gründung verdankt, nachdem die beiden früheren evangelischen Gemeindegründungen der Reformationszeit und der Zeit Gustav Adolfs spurlos verschwunden waren.

Nahezu die Hälfte der Schrift gilt der Geschichte der jetzigen evangelischen Gemeinde. Für die früheren Zeiten fließen die Quellen natürlich spärlicher, doch ist auch hierfür dem sachkundigen Verfasser in eindringendem Quellenstudium ziemlich viel Material herbeizuschaffen gelungen. An der Hand seiner Darstellung läßt sich daher auch die Geschichte der früheren Gemeinden, zumal der unter Assistenz der Jesuiten von dem wortbrüchigen Bischof Balthasar von Dernbach durch unerträglichste Drangsalierung der Evangelischen durchgeführte Gegenreformation sowie der hauptsächlich an der lutherischen Abneigung gegen das reformierte Kassel, Landgraf Wilhelms V., scheiternden zweiten Gemeindegründung ziemlich genau verfolgen. Für die Gemeinde Fulda bildet das Schriftchen jedenfalls eine dankenswerte Gabe.

In wissenschaftlichem Interesse würde es vielleicht liegen, wenn der Verfasser seine Darstellung, die im wesentlichen nur der Stadt Fulda gilt und nur gelegentlich den Anteil des Landes, speziell des Landadels, streift, nun auch noch für das Bistum im ganzen ergänzen wollte. Haben doch dessen evangelische Gemeinden bis nach Bischof Balthasars Heimat Dernbach an der Ostgrenze hin ähnliche Schicksale gehabt, während andererseits gerade an dieser Ostgrenze das ritterliche Geschlecht Bäneburgs, deren einer auch in die Stadtgeschichte Fuldas eingreift, in jahrhundertelangem Kampf um seine Selbständigkeit zugleich, wie die Wintzingerodes auf dem Eichsfeld, auch den evangelischen Glauben des der Ganerbschaft unterstehenden Gebietes tapfer verteidigt hat, wobei ihm zumal in der schweren Zeit des dreißigjährigen Krieges der Lengsfelder Pfarrer Walch (vielleicht der Stammvater der bekannten Gelehrtenfamilie) treu zur Seite stand.

Brandenburg a. H. Mohnhaupt.

Leben aus dem Glauben. Predigten von D. Gerhard Goebel, erster Domprediger zu Halle a./S. R. Mühlmanns Verlagshandlung, 1904, brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Es sind 27 Predigten. Darunter eine zur Eröffnung einer Pastoralkonferenz, eine am Jahresfest des Diakonissenhauses zu Halle, eine Synodalpredigt, eine Osterpredigt, eine Pfingstpredigt, eine Bußtags- und Totenfestpredigt. Fünf Texte gehören der alten Perikopenreihe an, die übrigen sind freie, auch alttestamentliche darunter. —

Nach meiner Empfindung sind die Dispositionen zu breit angelegt. Wenn sie überhaupt aus der Studierstube mit auf die Kanzel gebracht werden, darf doch der Zuhörer sich nicht daran gewöhnen, daß er aufpaßt, wann das Thema und die Teile genannt werden. Ich fürchte, daß solche Zuhörer aus der Predigt schließlich nichts anderes mit

hinausnehmen als Thema und Teile. Die haben sie sich gut gemerkt und behalten sie im Gedächtnis — aber Leben und Glauben erwächst nicht. — Leben aus Glauben sollen diese Predigten sein. Alle Predigten sollten das sein. Denn Lehre aus Glauben oder über den Glauben gehört nicht auf die Kanzel, weil die Langweiligkeit nicht in den Gottesdienst gehört. Goebels Predigten sind Leben aus Glauben. Auch wo die theologische Richtung des orthodoxen Verfassers erkennbar wird, dient doch die eigene Stellung nur zum Hülfsmittel, den lebendigen Inhalt des Textes an den Zuhörer heranzubringen. Das ist ihm überhaupt das wichtigste: die Textauslegung, die praktische Textauslegung mittels fleißiger Exegese. Mit allem Recht. — Junge Geistliche kommen mit ihrer Absicht, den modernen Menschen etwas zu sagen, leicht in die Gefahr, das beste, was der Text selbst bietet, zu übersehen und von außen her allerlei Schönes an den Text heranzuhängen. Sie könnten von Goebel viel lernen. Freilich, so klar und einfach die Sprache dieser Predigten, so wohltuend die ruhige, überzeugende Beweisführung ist, — es sind trotzdem keine populären Predigten. Ich kann mir nicht denken, daß sie in der Gemeinde eine packende, lebendige Wirkung erzielen. Denn es fehlt die Beziehung auf die Gegenwart, auf den modernen Menschen. Vor 30 Jahren konnten diese Predigten genau so gehalten werden. Es fehlt das Eigenartige, Persönliche, Neue, das aus dem eigenen Glaubensleben des Predigers quellen muß, um den Zuhörer zu zwingen. So beschränkt sich das Leben aus Glauben auf die pietätvolle Freude am Allgemeinen, am Christlichen, am Alten, an dem Schatz, von dem sich noch immer zehren läßt.

Hirschberg. Maximilian Gebhardt.

Die „**Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst**“ (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen) veröffentlichte im VI. Jahrgang Heft 12 einen Tonsatz für gemischten Chor nebst einem Choral „Zum Geburtstage des Landesherrn“ von Musikdirektor Ernst Schmidt, Rothenburg o. T.

Auf eine psalmodierende Einleitung mit den obligaten „kirchlichen“ Harmonien folgt ein Chor, dessen fugiertes Thema dem Choral „Nun freut euch lieben Christeng'mein“ entnommen ist, der das Ganze auch erbaulich abschließt. Die Mehrzahl der Gemeinden wird an dieser Komposition vermutlich ihre große Freude haben, und damit hat dieselbe ja wohl auch ihren Daseinszweck erfüllt. Mit Kunst — und für die Kirche sollte die beste nur gerade gut genug sein — hat sie wenig zu tun.

Ernst und würdig ist der Tonsatz Arnold Mendelssohns zu einer prächtigen Melodie von Johann Löhner (1645—1705), unter dem Titel „Auf Kaisers Geburtstag“ (Text von Friedrich Spitta), an gleicher Stelle wie die vorige Komposition erschienen. Es ist kein Zufall, daß beide hier in einem Atem genannt werden. Ist es doch für den ernstwollenden Kritiker eine Freude, der Genugtuung Ausdruck geben zu können, daß auch solch wahrhaft kirchliche Werke noch geschaffen werden! Denn Arnold Mendelssohns Tonsatz ist mehr als bloße Harmonisierung und Bearbeitung einer gegebenen Melodie.

Carl Schaeffer.

Des Kaisers Worte an seine Söhne. Halle, Gebauer-Schwetschke. 30 ₰.

Es liegt hier im Druck die Ansprache vor, die der Kaiser am 17. Oktober 1903 zur Konfirmation der Prinzen August Wilhelm und Oskar von Preußen an seine Söhne gehalten hat. Sie ist ein warmes Bekenntnis zur Persönlichkeit Jesu und darum auch geeignet, zum Geleit jungen Christen mit auf den Lebensweg gegeben zu werden, wie dies wohl der Gedanke des Verlags ist, der der Ansprache einige Sprüche: „In Wehr und Waffen!“ und eine Konfirmationsbestätigung zur Ausfüllung vorausgehen läßt. A. K.

Heinrici, „Ist die Lebenslehre Jesu zeitgemäß?“ Leipzig, Dürr. 1904. 35 S.

Gegenüber der gegenwärtig üblichen eschatologischen und apokalyptischen Fassung des Lebens und Wirkens Jesu hebt H. für die Wertung der Lebenslehre Jesu als leitende Gesichtspunkte folgende hervor:

1. Dieselbe gehört zu seiner Frohbotschaft vom Gottesreiche.
2. Jesus will nicht Gesetzgeber sein, sondern Heiland.
3. Als Heiland fordert er das Trachten nach dem Gottesreich und nach der Gerechtigkeit Gottes.
4. Die Teilnahme am Gottesreiche wird durch die von Jesus vermittelte Selbsterkenntnis, die sich in Gesinnung und Handeln erprobt, behauptet.
5. Diese Selbsterkenntnis treibt den Jünger zur Nachfolge Jesu in rücksichtsloser Beseitigung jedes Ärgernisses und in der Kraft zu nie erlahmender Liebe.

So gefaßt, darf die Lebenslehre Jesu auch heute noch als zeitgemäß gelten, wenigstens wird sie so denen erscheinen, die Hunger und Durst nach Gott, nach Vergebung der Sünde, nach ewigem Leben haben.

Auch wir sind mit dem Verfasser der Überzeugung, daß die in der Religion der Gotteskindschaft wurzelnde Ethik Jesu trotz aller zeitgeschichtlichen Ausprägung ein ewig gültiges sittliches Lebensideal auch dem Menschen von heute vor Augen stellt. A. K.

Kirchengeschichtliche Predigten über Dr. Luther von M. Kreutzer. Göttingen 1903, Vandenhoeck und Rupprecht. Zirka 5 Hefte für 5—6 Mk. Erschienen sind 2 Hefte.

Neben den mancherlei mehr theoretischen Veröffentlichungen der letzten Jahre über die Reform der evangelischen Predigt (Smend, Niebergall ꝛc.) darf der vorgenannte Versuch einer praktischen Durchführung neuerer Gedanken wohl allgemeineres Interesse beanspruchen Er gilt der Verwertung der Kirchengeschichte für die Predigt, und in dem damit aufgestellten Ziel kann man ihm im allgemeinen unbedingt zustimmen. Nach Sulzes Ausführungen in seiner Schrift „Die evangelische Gemeinde“ hieße es überhaupt Eulen nach Athen tragen, wenn man die Notwendigkeit einer weitgehenden Einbeziehung der Kirchengeschichte in die Predigt noch weiter beweisen wollte. Ob damit freilich schon festgestellt ist, daß dies gerade in der vorliegenden Form eines Zyklus von Predigten und zwar über eine einzelne, wenn auch die hervorragendste Persönlichkeit der neueren Kirchengeschichte geschehen muß, ist doch mehr als zweifelhaft. Jedenfalls liegen die mancherlei Vorbedingungen dafür nicht überall so günstig, wie in des Verfassers kleinerer Gemeinde, in der er Erstlinge neuen Lebens dadurch sehen durfte. Für größere Stadtgemeinden und namentlich dort, wo an einer Kirche mehrere Pfarrer am Predigtturnus beteiligt sind, scheint ein derartiges Vorgehen zur Zeit wenigstens noch ausgeschlossen zu sein, und selbst in kleineren Gemeinden wird man doch erwägen müssen, ob nicht vielleicht darüber andere religiöse Lebensinteressen der Gemeinde in der Predigt zu kurz kommen. Diesen Bedenken ließe sich vielleicht damit begegnen, daß man die hier angestrebte und gegenwärtig mehr als je notwendige kirchengeschichtliche Bildung unserer Gemeinden, die zumal im Kampf mit dem Ultramontanismus zur Zeit immer wieder versagt, aus der Predigt in Gemeindeabende mit kirchengeschichtlichen Vorträgen verlegt oder direkt kirchengeschichtliche Fortbildungskurse in größeren Gemeinden einrichtet, wie dies namentlich auf dem Gebiet der inneren Mission schon vielfach mit gutem Erfolg versucht ward. Insbesondere für Gemeindeabende würden dann die vorliegenden Predigten in ihrer schlichten, klaren, volkstümlichen Art, mit ihrer praktischen Verwertung reformatorischer Gedanken und ihrer religiösen Wärme eine ansprechende Vorarbeit darstellen, sodaß man die Weiterführung und Vollendung dieser aus eingehendem Studium der Werke Luthers erwachsenden Arbeit dringend wünschen und die Predigten selbst weitestgehender Beachtung empfehlen kann.

Brandenburg a. d. H. Mohnhaupt.

L. Ragaz, „Du sollst“. Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung. Zweite Auflage. (Neue Pfade zum alten Gott, Nr. 7.) Freiburg-Leipzig. P. Wätzel. 1904. 181 S. 2 ℳ 40 ₰ geb.

Nach einer vorzüglichen, mit besonnener Kritik verbundenen Übersicht über die wichtigsten ethischen Richtungen der Gegenwart (Comte, Nietzsche, Tolstoi), behandelt der Verfasser „die Grundlagen der Moral“, wobei er der Parole „zurück zu Kant“ folgt, doch nicht ohne die Weiterbildung der Kantischen Sittenlehre durch Schiller, Fichte, Goethe und Carlyle zu berücksichtigen. Besonders treffend erscheinen dem Referenten die Ausführungen über die Unbedingtheit der Moral, trotz der Anerkennung des Entwicklungsprinzips, wie sie sich in der gegen die geltende Sitte gerichteten Sittlichkeit der „Propheten“ (im weitesten Sinn) offenbart. Auch die Erörterung des Gewissens enthält viel Treffendes, obwohl hier nicht alle Schwierigkeiten gelöst sind. Am wenigsten glücklich ist der Verfasser in der Untersuchung des Verhältnisses von Kausalgesetz und Willensfreiheit, trotz (oder wegen?) der Berufung auf Kant. Hier wäre mit Chamberlain zwischen mechanischer und geistiger Welt zu scheiden gewesen. Auch ob Jesus so unbedingt für die Willensfreiheit in Anspruch genommen werden kann, wie es hier geschieht, ist mir angesichts von Stellen wie Matth. 22, 14; 24, 22; Mc. 13, 20; Luc. 18, 7 und der ganzen Vorstellung der „Schrifterfüllung“ doch zweifelhaft. Bei der Auseinandersetzung über Religion und Moral wäre zu berücksichtigen gewesen, daß vom primitiven Menschen nicht nur die moralischen, sondern auch die alltäglichsten, moralisch durchaus indifferenten Handlungen zu der Religion in Beziehung gesetzt werden, und daß der geistige Fortschritt des Menschen eben in der allmählichen Emanzipierung von der religiösen Auffassung besteht. Ob hier die Moral eine Ausnahme macht, ist eben das Problem. Den letzten Teil des Büchleins bildet eine kurze Darstellung und Apologie der „christlichen Moral“, wobei übrigens zwischen dem Evangelium Jesu und der kirchlichen Sittenlehre mit Recht scharf unterschieden wird. Wohltuend berührt hier die absolute Offenheit, die keinen geschichtlichen und systematischen Schwierigkeiten aus dem Wege geht und namentlich die Voraussetzung eines nahen Weltendes für die Gebote Jesu ohne weiteres zugibt. Ohne eine völlige Umdeutung des Begriffes „Reich Gottes“ aus dem Supranaturalistischen ins Ethische geht es denn auch hier nicht ab. Und wenn R. den Kern der Verkündigung Jesu in der Bergpredigt findet, so versteht man nicht recht, wie er damit die Vorstellung der „Erlösung“ vereinigt, die er freilich auch nicht näher erklärt. Bei der Widerlegung der „Bedenken gegen die Moral Jesu“ ist gewiß die Forderung berechtigt, zugespitzte Paradoxa nicht wörtlich zu nehmen; aber daß das „Spare in der Zeit, so hast du in der Not“ der Stellung Jesu zum irdischen Gut entspricht, ist kaum glaublich. Auch besteht der „Lohn“, der den Frommen in Aussicht gestellt wird, keineswegs bloß im „Wohlgefallen des Vaters“ und auch nicht in der „Teilnahme am Reich Gottes“ im Sinn einer sittlichen Gemeinschaft, sondern deutlich in jenseits zu erwartender Freude und Seligkeit. Wenn endlich der Verfasser nur von einer „religiösen Wiedergeburt“ das Heil für die Gegenwart und Zukunft erwartet, so kann man darin vollkommen mit ihm übereinstimmen. Ungeachtet mancher Einwendungen empfiehlt sich das Büchlein als treffliche und leicht verständliche Orientierung über die Probleme einer sittlichen Weltanschauung. W. N.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 17.

Bremen
Berlin.

23. April 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Turn. Ein Notschrei. — Der Eisenacher Deutsche Evangelische Kirchenausschuß. — Landessynode Meiningen. — Kirchengemeinde und Streik. — Die Stimmung in Süddeutschland. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Turn.

Ein Notschrei.

„In Turn müssen zuerst die Glocken läuten", so hieß es im Anfang der evangelischen Bewegung, nun läuten die Turner eine Glocke, aber es ist die Notglocke. 300 000 brauchen sie baldigst, sonst kaufen die Römischen unter Hohnlachen die fast fertige evangelische Kirche. Auf allerlei Bedenken über luxuriöses Bauen, unkluge Einrichtung 2c., ist zu sagen, daß sie nicht Unrecht haben, aber dumm ist es, dem Ertrinkenden eine Vorlesung über Unvorsichtigkeit zu halten, statt ihm zu helfen. Helft auch hier, für kluge Verwendung und Vermeidung aller Verschwendung wird gesorgt werden.

Dazu wird uns aus den Kreisen des Gustav Adolf-Vereins geschrieben: Die Not der böhmischen Gemeinden steigert sich, systematisch gehen die Klerikalen vor, auf Paul Kleins Ausweisung, und die R. Wirths, folgt jetzt die dritte Nichtbestätigung eines evangelischen Theologen, Synesius Fischer in Außig, — er ist Österreicher und so können sie ihn nicht aus Österreich verbannen. Es ist aber in dem Lande der Habsburger eine neue Gegenreformation hereingebrochen, Denunziation und Intriguen gegen alles was protestantisch ist.

Kaum hat man Pastor Klein aus Turn verdrängt, so kommt die neue Nachricht: Den Kirchbauern in Turn sind die Mittel ausgegangen, den Bau weiter zu führen. Einer der Lieferanten hat die Klage erhoben, die der Vollendung nahe, schöne Christuskirche von Turn soll in Zwangsversteigernng zum Verkauf ausgeboten werden. Dann ist dem katholischen Bonifazius-Verein Gelegenheit geboten, für ein billiges das Gotteshaus zu kaufen, und die katholische Gemeinde von Turn erhält damit, was sie bis heute noch nicht besitzt, eine katholische Stadtkirche, und zwar eine solche, die mit dem Geld der Evangelischen erbaut worden ist.

Noch kann diese Schmach vom Deutsch-Protestantismus abgewendet werden, aber nur dann, wenn in allerkürzester Zeit die reichlichste Hülfe geleistet wird. Die Summen, die hier gebraucht werden, gehen weit hinaus über das, was anderwärts für Kirchbauten in der Diaspora aufgewendet wird. Das Gotteshaus, das für die evangelische Gemeinde Turn gehalten werden soll, ist eben keine Dorfkirche, sondern ein stattlicher Bau zwischen den hohen dreistöckigen Häusern des rasch zur Stadt anwachsenden Fabrikortes Turn.

Der Gustav Adolf-Verein ist um Hülfe angerufen, aber ihm müssen große Summen zur Verfügung gestellt werden, wenn er hier helfen soll; er hat nicht wie der Bonifazius-Verein Millionen brach liegen, die nur darauf warten, für die Zwecke der römischen Kirche verwendet zu werden. Das evangelische Deutschland muß hier zeigen, ob es noch Opferwilligkeit besitzt, oder ob es ruhig zusieht, wie das, was in fünfjähriger mühsamer Arbeit drüben in Böhmen geschaffen worden ist, mühlos den Gegnern in den Schoß fällt. Unvorsichtige Staatskunst hat den Jesuiten wieder die Türe geöffnet, aber noch vertrauen wir, daß unser protestantisches Volk auf protestantische Ehre hält. Gaben für Turn wolle man an den Gustav Adolf-Verein gelangen lassen, in Berlin an den Schatzmeister E. Gehricke, C. Prenzlauerstraße 35. Wenn's trübe aussieht um uns, dann haben wir allen Grund, uns daran zu erinnern, was unsere evangelische Kirche von uns erwartet.

Auch unsere Redaktion ist gern bereit, Einsendungen anzunehmen.

Der Eisenacher Deutsche Evangelische Kirchenausschuß

erläßt eine Kundgebung, der wir im folgenden die wesentlichsten Stellen entnehmen: Durch das Reichsgesetz vom 8. März 1904 ist § 2 des Gesetzes, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu, vom 4. Juli 1872 aufgehoben . . . Die im Jahre 1872 erfolgte Beschränkung der Bewegungsfreiheit der Jesuiten ist, wie der Ausschluß des Ordens vom Gebiete des Deutschen Reiches, als ein Akt der Notwehr des Staates gegen die unheilvolle Tätigkeit derselben betrachtet worden. Auch jetzt noch werden die Gründe, welche seinerzeit zum Erlaß des Jesuitengesetzes geführt haben, auf evangelischer Seite als unverändert in ungeschwächter Kraft weiter bestehend angesehen. Daraus erklärt es sich, daß die Ansicht, die konfessionellen Verhältnisse in Deutschland ließen jene Schranke nicht länger als notwendig erscheinen, und die Aufhebung der Schranke durch Beitritt des Bundesrats zu dem Beschlusse des Reichstages vom 1. Februar 1899 in den evangelischen Gemeinden eine weit- und tiefgehende Beunruhigung hervorgerufen haben. Die Besorgnis, daß hier für den Frieden in deutschen Landen und für berechtigte Interessen der evangelischen Kirche eine ernste Gefahr vorliege, gründet sich auf die aus der Geschichte bekannten Ziele und Einrichtungen der Gesellschaft Jesu und die rücksichtslose Verfolgung ihrer Zwecke. Ihre Angehörigen würden nunmehr ungehindert, wenn auch ohne Niederlassungen, so doch einzeln und in Gemeinschaft, mannigfach auch auf bisher schon betretenen Wegen, Gelegenheit finden, auf dem Gebiete der Jugenderziehung, der Familienseelsorge und Beichte, sowie durch Einwirkung auf nach Stand, Amt und Besitz hervorragende Personen eine den Frieden und die Freiheit im deutschen Volke gefährdende Tätigkeit auszuüben.

Von gleicher Sorge, wie sie im Herbst des vorigen Jahres auch von anderer berufener Seite zum öffentlichen Ausdruck gelangt ist, war der in Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen des evangelischen Deutschlands kundgegebene Beschluß des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses vom 18. Februar d. Js. getragen. Da er Beachtung nicht mehr gefunden hat, wenden wir uns angesichts des auch für uns völlig überraschenden neuesten Vorgangs mit einem mahnenden und stärkenden Worte an die evangelischen Gemeinden.

Nicht die Aufhebung des § 2 ist in Wirklichkeit der alleinige Gegenstand und Grund der tiefgehenden Erregung im evangelischen Volke, wenn auch mit jenem

Paragraphen für die evangelische Kirche ein vorsorglich aufgerichtetes Schutzmittel und eine Waffe der Abwehr zur Wahrung ihrer Interessen weggefallen ist. Ihr eigentlicher Grund liegt zugleich in der Befürchtung, daß die Beseitigung des § 2 nur ein weiteres Glied in der tatsächlichen Entwicklung der kirchenpolitischen Verhältnisse im Deutschen Reiche bilde; eine Reihe von Einräumungen zu gunsten der römischen Kirche seit längerer Zeit bedeute eine Gefahr für die evangelische Kirche und vermöge dem öffentlichen Frieden, sowie dem ungetrübten Nebeneinanderleben der Konfessionen nicht zu dienen.

Ernst ist die Zeit, in welche die evangelische Kirche gegenwärtig gestellt ist. Auch in schwerer Zeit werden die evangelischen Christen nicht nachlassen, ihr Vaterland zu lieben, die Obrigkeit zu ehren, den Gesetzen zu gehorchen. Sie werden die Selbstprüfung nicht unterlassen, inwieweit auch sie an ihrem Teile zu dem Stande der Dinge, den wir beklagen, dadurch beigetragen haben, daß sie es an der Wertschätzung der idealen Güter des Volkes, vor allem an warmer Betätigung des evangelischen Glaubens und der evangelischen Treue haben mangeln lassen. Wie viele religiöse Gleichgültigkeit und Zwietracht, wie mancher beklagenswerte Abfall schwächt unsere Kraft. Darum nicht in nutzlosen Klagen und Anklagen, — in der Stärkung des Glaubens, der Mehrung des kirchlichen Ehrgefühls, in der treuen Pflichterfüllung auch im bürgerlichen und staatlichen Leben haben wir die Widerstandskraft gegen mächtige Gegner zu suchen.

Trotz der Verschiedenheiten und Gegensätze, welche unsere, die evangelische Freiheit mit der evangelischen Wahrheit verbindende Kirche durchziehen, ist es heilige Pflicht, einträchtig zusammenzustehen und auch unsererseits geschlossen und wachsam einzutreten für das kostbare Erbgut der Reformation in Haus und Gemeinde wie im öffentlichen Leben. Gleichzeitig ist aber unerläßliche Aufgabe, ein aus Gottes Wort genährtes, durch Betätigung des Glaubens und Arbeit der Liebe erstarktes, in Treue und Einigkeit festes Gemeindeleben zu bauen und zu bewahren.

Die Kundgebung ist u. a. unterzeichnet von: Voigts, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Berlin. D. Freiherr v. d. Goltz, Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Wirklicher Oberkonsistorialrat, Berlin. D. Dr. Chalybaeus, Präsident des Landeskonsistoriums, Wirklicher Oberkonsistorialrat, Hannover. D. Freiherr von Gemmingen, Konsistorialpräsident, Stuttgart. D. Helbing, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Karlsruhe. Dr. Rothe, Großherzoglicher Staatsminister, Wirklicher Geheimer Rat, Weimar.

Landessynode Meiningen.

Die von der zum 7. März d. Js. einberufenen Landessynode in einer Doppelsitzung an einem Tage ohne bemerkenswerte Debatten erledigten Vorlagen erfüllten zum Teil alte Wünsche. Endlich ist die Remuneration der Vikare auf 1200 Mark bezw. 1400 Mark nach bestandener Anstellungsprüfung erhöht (nebst freier Wohnung), und ihnen bei Versetzungen das Recht auf Tagegelder und Vergütung der Reisekosten zugesprochen worden, während eine erstrebte Regelung der Umzugskosten der Geistlichen überhaupt vorläufig gescheitert ist. Wichtiger noch ist die Teilung des Kirchspiels Oberlind bei Sonneberg, die die Landessynode bereits am 14. Dezember 1898 einstimmig nachgesucht hatte, nachdem schon seit 60 Jahren ihre Notwendigkeit wiederholt betont worden war. Es zählte dies Kirchspiel vor 50 Jahren 2807 Einwohner, heute 10 000; sie wohnen auf dem Raum einer Quadratmeile zerstreut in 13 Dörfern mit 10 Friedhöfen, 1 Kirche, 1 Pfarrer, wohl „ein Unikum in Thüringen". Seit 1902 wurde ein Hülfsgeistlicher mit dem Sitz in Hüttensteinach angestellt, der an 4 Orten in Schulsälen Gottesdienst zu halten hat. Durch reiche Zuwendungen des Herzogs und einiger wohlhabenden Gemeindeglieder, durch Ansammlung eines Grundkapitals zur Pfarrdotation seit 1844 haben die Gemeinden der neuen Pfarrei Hüttensteinach (6 Ortschaften mit 4300 Einwohnern) nur das Pfarrhaus mit Konfirmandensaal zu bauen. Leider hat sozialdemokratische Agitation bewirkt, daß die beteiligten Gemeinden teils ihre Zustimmung verweigerten, teils an ganz unannehmbare Bedingungen knüpften. So mußte denn die Synode eingreifen. Denn gegen den Widerspruch auch nur einer Gemeinde sind Veränderungen im Bestand der Kirchengemeinde nur durch Synodalbeschluß möglich. — Zwei weitere Vorlagen wurden mit großer Befriedigung begrüßt. Vor einigen Jahren wurde einer Pfarrei eine namhafte Summe testamentarisch unter der Bedingung vermacht, daß der Abwurf nicht in das Gehalt einzurechnen sei. Das Ministerium versagte die Genehmigung, weil alle „festen Geldbezüge von Stiftungen und sonst aus öffentlichen Kassen" in den Gehaltsanschlag einzurechnen seien. Das Ärgernis, das jene Entscheidung erregte, hat nun zu einer neuen Bestimmung geführt, nach der eine Ablehnung derartiger Vermächtnisse nicht mehr möglich ist. Ferner war im Vorjahre eine Erhebung angeordnet worden, in welchen Orten des Herzogtums noch die Sitte der Leichenbegleitung durch Schulkinder bestehe, und gefordert wurde, „sich zugleich über den Wegfall dieser Einrichtung zu äußern, durch welche der Schulunterricht nicht selten beträchtliche Störungen erleide und bei schlechtem Wetter die Gesundheit der vielfach recht mangelhaft gekleideten Kinder auf dem Weg zum Friedhof und durch den häufig längeren Aufenthalt auf den oft zugigen Begräbnisstätten gefährdet werde." Die Antworten der Kirchenvorstände ließen an Deutlichkeit und Schärfe nichts zu wünschen übrig, und so wurde der Synode ein Erlaß zur Genehmigung vorgelegt, der die Sitte an sich nicht antastet, aber Mißstände abstellt und die Begleitung soweit einschränkt, als sie nötig ist, um die Verstorbenen „mit christlichen Gesängen zu Grabe zu geleiten". Bemerkenswert ist dabei das Zurückgreifen auf die Bestimmungen der Kasimirianischen Kirchenordnung Buch I. Kap. 19, II. Kap. 18, Ziff. 4 ff., 9, 14. — Schließlich wurde der Synode ein Erlaß vom 15. Februar 1904 vorgelegt, in dem die Landräte, Magistrate, Ephoren und Kreisschulinspektoren ersucht werden, „möglichst an allen Orten auf Gründung von Frauenvereinen hinzuwirken, die sich dann mit den schon bestehenden Vereinen zu einem Landesverband unter dem Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Erbprinzessin zusammenschließen sollen", als ein Glied des großen Verbandes der Vaterländischen Frauenvereine. Die bereits bestehenden Frauenvereine, die als Organe der Inneren Mission gegründet wurden, sollen sich diesem Verband angliedern, indem sie ein Zehntel ihrer Einnahmen ihm zur Verfügung stellen, die Satzungen nicht ohne Genehmigung des Vorstandes desselben ändern und regelmäßig einen Jahresbericht über ihre Tätigkeit einsenden. Die Synode fand warme Worte für diese Bestrebungen. —

Kirchengemeinde und Streik.

Zu diesem Thema schreibt uns ein Leser unseres Blattes folgendes Eingesandt, dem wir natürlich Raum gönnen und das uns zeigt, daß auch solche Anschauungen in unserem Leserkreise sich finden. In Bezug auf die Haltung unseres Blattes verweisen wir auf unsere „Randbemerkungen zur sozialen Frage" in Nr. 11 der Beilage, in Bezug auf den Artikel unseres Mitarbeiters Pfarrer Traub ist uns eine weitreichende Zustimmung in unserem Leserkreise bekannt. Natürlich hat er, wenn er will, das Wort zur Vertretung seiner Anschauung. Die Zuschrift lautet:

Unaufgefordert stelle ich Ihnen eine Kritik des Urteils vom Kollegen Traub zu. Seine Ausführungen gipfeln in einer größeren Entfaltung der kirchlichen Macht und der

Kirchenzucht. Er will, daß die kirchlichen Organe gegen Machtüberschreitung von der einen oder anderen Seite sich aussprechen. Wie denkt er sich das? Der Kirchenvorstand einer einzelnen Gemeinde soll die Streitsache in seine Beratung hineinziehen oder eine Synode soll zu diesem Zweck berufen werden und ihr Urteil fällen, oder eine Pastoren-Versammlung soll einen fulminanten Artikel in den Zeitungen loslassen? Wen rührt das? Der Staat handelt nach ehernen Gesetzen und läßt sich nicht darein reden. Die Arbeiter wollen nicht, daß man in ihren Kram hineinspricht. Sind die Pfaffen für sie, so hängen sie das Urteil an die große Glocke, aber erreichen damit nichts; sind sie gegen sie, so lachen sie sie aus. Die mannhafte Erklärung der Pastoren von Crimmitschau hat das Richtige getroffen. Wunderbar klingt das Lob, daß von 50 Leuten, die im Streikort zur Rechenschaft gezogen wurden, keiner wegen tätlicher Beleidigung bestraft werden konnte. Also weil diese Leute nicht mit Stöcken und Fäusten oder anderen schlechten Mitteln sich Geltung verschaffen wollten, deshalb waren sie rechtliche Menschen! Es ist aber garnicht erwähnt, wie viel Unheil sie in den Familien und im Geschäftsbetrieb der Stadt anrichteten, wie viel Leute sie an den Bettelstab brachten, wie sie arbeitswillige Familienväter verhindert haben, ihr tägliches Brod zu verdienen.

Die kirchlichen Organe und die Pastoren taugen nichts in dem Kampf der Parteien, der nur eine Machtfrage zwischen der rohen Gewalt und der Intelligenz ist. Sie haben nur auf die sittliche Erziehung zu achten. Der Jammer des Arbeiterstandes und des Staatslebens sind die ungebildeten faulen Menschen, die kein Geschäft lernen und nicht in den Dienst gehen wollen. Als Handlanger und Tagelöhner oder als Fabrikarbeiterinnen wollen sie gleich verdienen und mehr freie Zeit haben. In solchem Streben werden sie oft von unverständigen Eltern unterstützt. Das ist das Proletariat, das zu allem Unfug bereit, roh und anmaßend ist und deshalb von allen erziehlichen Organen gemeinsam bekämpft, aber nicht verhätschelt werden müßte. Gute Arbeiter, die etwas Ordentliches gelernt haben, werden überall gesucht und haben ihr gutes Fortkommen. Unsere sozialen Gesetze, die großen Aufwendungen, die die Industrien für ihre Arbeiter machen und die Unmasse von Wohltätigkeitswerken, die dem Unglück und der Armut entgegen arbeiten, bieten dem Arbeiterstande alle Mittel zum Dasein und Fortkommen. Die schlechten Arbeiter, die Beute der gewissenlosen Agitatoren, müssen bekämpft und gedämpft werden. Was wissen diese Menschen von dem Schaden, den eine Stadt, eine Industrie von ihrem Trotz, ihrer Bosheit leiden? Was Handel und Industrie den Arbeitern leistet, das regelt sich von selber, außerdem spricht noch die Mannesehre und das Wohlwollen mit. Schurken und Betrüger sind glücklicherweise eine Ausnahme. Was aber unwissende Arbeiter fordern, das ergibt sich nach dem Befehl gewissenloser Wühler, denen der Kollege Traub, wie es scheint, auch das Streikpostenstehen zugestehen will. Traurig, sehr traurig!

Zum Schlusse möchte ich fragen, was die Pastoren in Güstrow für das gelobte Land Mecklenburg erreicht haben.

Otto Schoost.

Die Stimmung in Süddeutschland.

In unserem Artikel „aus dem rechtsrheinischen Bayern“ haben wir der Erwartung Ausdruck gegeben, daß man sich die Erfahrungen, die Bayern mit seiner uneingeschränkten Zentrumsherrschaft zu machen hat, anderwärts rechtzeitig zur Warnung und zur Lehre dienen lassen werde. Wir hofften, die norddeutschen Staatsmänner würden endlich doch so viel Entschließungskraft finden, um den unersättlichen Zentrumsansprüchen das notwendige „Bis hierher und nicht weiter“ zuzurufen. Die Zulassung der marianischen Kongregationen und die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes bewiesen, daß wir viel zu optimistisch waren. Preußen-Deutschland hat sich aufs neue vor der Allgewalt Roms gebeugt und sich den ebenso kostspieligen als gefährlichen Patriotismus der Zentrumspartei durch neue Zugeständnisse wenigstens für die nächste Zeit erkauft.

Unter dem frischen Eindruck der Nachricht von der Aufhebung des § 2 haben wir eine kleine Rundreise durch Süddeutschland gemacht und dabei Gelegenheit gefunden, mit evangelischen Geistlichen verschiedener Richtung, auch mit Laien aus gebildeten Kreisen und aus dem Handwerkerstand über die neugeschaffene Lage uns auszusprechen. Dabei trat uns überall ein tiefer Unmut entgegen. Mit den drastischesten Äußerungen des Unwillens begleitet man die fortwährenden Canossagänge der preußisch-deutschen Kirchenpolitik.

Als ein Symptom dieser Stimmung mögen unsere Leser die folgenden Ausführungen betrachten, die wir in dem vielgelesenen Organ des bekannten temperamentvollen Bauernbündlers Memmingen gefunden haben: „Hierdurch (durch das Entgegenkommen, das die klerikalen Wünsche finden) erklärt sich auch das kolossale Anwachsen des Ev. Bundes, dem bisher viele Protestanten abgeneigt waren oder gleichgültig gegenüberstanden. Diese Bewegung zeichnet sich auch dadurch aus, daß die große Ehrfurcht, welche die Protestanten aller deutschen Lande gegen den deutschen Kaiser als summus episcopus hatten, im Schwinden begriffen ist. Das Mißtrauen gegen seine „romantische Politik“ nimmt im evangelischen Volke allenthalben zu, man schüttelt zweifelnd den Kopf und erklärt kalt, der Kaiser sei manchesmal nicht zu verstehen. Wilhelm II. jedoch kümmert sich um diese Volksmeinung so wenig wie er sich s. Z. um die englandfeindlichen Proteste wider seine Burenpolitik gekümmert hat; er geht seine eigenen Wege in dem Glauben, daß er hierdurch dem Deutschen Reiche nützen werde. Wir wollen nicht untersuchen, ob dies eintreffen kann, wir führen bloß die Tatsachen an; indessen wird der Kaiser nicht auf die Dauer im Widerspruch mit der großen Mehrheit der Nation verharren können, ohne für die Dynastie und das Reich allerlei Risikos zu laufen.

Nachrichten.

Allgemeines.

Aus dem Reichslande. Außer St. Aurelien haben sich kurz vor Ostern noch drei andere Straßburger Kirchen entschlossen, je eine Abendmahlsfeier mit Einzelkelchen zu veranstalten. Die Teilnehmerzahl in allen vier Kirchen beziffert sich zusammen auf 449. Man wird immerhin diese Zahl nicht zu hoch einschätzen dürfen, wenn man bedenkt, daß in allen politischen Tagesblättern wiederholt auf die kultische Neuerung hingewiesen worden war und noch kurz vor den Feiertagen ein Gutachten des Straßburger Universitätsprofessors Dr. Förster an die Öffentlichkeit gebracht wurde, in welchem auf die hohe Ansteckungsgefahr hingewiesen war. Doch ist vorauszusehen, daß die Neuerung nunmehr hier dauernd sich festsetzen und immer mehr sich ausdehnen wird. Was den Eindruck der kultischen Neuerung anbelangt, so ergehen sich die einen darüber in überschwänglichen Worten, die anderen vermögen einen Vorzug vor der alten Übung nicht darin zu erblicken.

Protestantisches.

(Nassau.) Die am 6. April 1904 zu Weilburg tagende Generalversammlung des Nassauischen Lehrervereins beschloß bei Kgl. Regierung zu Wiesbaden dahin vorstellig zu werden, daß die bisher obligatorische Begleitung der Leichen auf den Friedhof durch Lehrer und Schulkinder nicht mehr als verpflichtende Bestimmung für beide Teile angesehen werde.

Auch der Nassauische Pfarrerverein soll um Förderung dieses Wunsches angegangen werden.

Vereine und Versammlungen.

Berliner liberale Pastoralkonferenz.

Montag, den 25. April. 6 Uhr nachmittags, **Architektenhaus,** Wilhelmstr. 92/93, Saal C. Tagesordnung: Eröffnung. Referat: **Die Predigtvorbereitung.** Referent: Prediger D. Kirmß. Debatte. Nach Schluß der Verhandlungen zwangloses Beisammensein. Theologen im Kirchen- oder Schulamt und Kandidaten sind als Gäste willkommen. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich.

Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.

Die immer größer werdende Beliebtheit, deren sich unsere

Wartburgstimmen
Monatsschrift für deutsche Kultur

in allen gebildeten Kreisen Deutschlands und auch des Auslandes erfreuen, hat uns veranlaßt, dieselben vom 1. April ab zur

Halbmonatsschrift

zu erweitern. — In Verbindung hiermit haben wir auch innerlich mehrere Veränderungen vorgenommen; so geben wir jedem Hefte einen novellistischen Beitrag, wobei wir die kulturhistorische Novelle oder feine Erzählungskunst fördern werden.

Auch fühlten wir bei Beginn des zweiten Jahrganges die Pflicht, unsere Weltanschauung mehr wie zuvor als Maßstab anzulegen an das Leben der Gegenwart und deshalb haben wir Persönlichkeiten berufen, die auf religiösem, künstlerischem, staatspädagogischem und kulturpolitischem Gebiete in jedem Hefte eine Umschau einführen werden.

Dieselbe soll weniger den Charakter der Berichterstattung tragen, als vielmehr die Erscheinungen der Gegenwart von unseren Grundsätzen aus beleuchten, und glauben wir hiermit den Lesern gegenüber eine notwendige Pflicht zu erfüllen.

Die „Wartburgstimmen" erscheinen nunmehr am 1. und 15. jeden Monats in einer Stärke von mindestens je 64 Seiten Text mit monatlich einer Musikbeilage.

Der Bezugspreis beträgt: vierteljährlich Mk. 4.— (6 Hefte), halbjährlich Mk. 8.— (12 Hefte) bei portofreier Zusendung. —

Das bisherige Beiheft der „Wartburgstimmen"

Neuland des Wissens

erscheint vom 1. April ab als selbständige Monatsschrift in Heften von 32 Seiten Text. — Die Hefte selbst gelangen am 15. jeden Monats zur Ausgabe.

Die leitenden Abhandlungen desselben erscheinen zugleich im zweiten Halbmonatsheft der „Wartburgstimmen".

Der Bezugspreis für „Neuland des Wissens" beträgt Mk. 1.— pro Vierteljahr (3 Hefte) bei portofreier Zusendung.

Ferner weisen wir hin auf die in unserem Verlage erscheinende

Politisch-anthropologische Revue

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 3.—, halbjährlich M. 6.— bei portofreier Zusendung.

Probehefte stehen auf Wunsch kostenfrei zu Diensten.

Alle Buchhandlungen und Postämter sowie der Verlag nehmen Bestellungen an.

Wir bitten, von den Buchhandlungen unsere Broschüre: „Unsere Zeitschriften und Bücher" zu verlangen, welche kostenfrei verabfolgt, auf Verlangen auch direkt zugesandt wird.

Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig. Abt.: Eisenach.

Weinhandlung
Gebrüder Hupfeld,
Frankfurt a. M., Kalbächerstr. 16,
empfiehlt **Marca Bari**, naturreiner, italienischer
Rotwein 60 Pfg.
feiner Bordeauxgeschmack (kein Süsswein),
gesetzlicher Original-Verschnitt, glanzhell, mit vornehmer Art, von Kennern wiederholt auf 1.20 Mk. taxiert, in Fässern von 25, 50, 100 Liter und mehr à 60 Pfg.
Kleinere Sendung von 10 Flaschen à 3/4 Liter 6 Mk. franko.
Zahlung beliebig: Nachnahme oder Ziel gegen Referenzen.
Bei Nichtkonvenienz Rücksendung innerh. 14 Tagen gestattet.
Eigene Kellerei und Gährkeller in **Nierstein a. Rh.**
Broschürchen über Behandlung u. Abfüllen der Weine gratis.
An Sonn- u. christl. Feiertagen ist das Geschäft geschlossen.
Deutl. geschriebene Adresse u. Angabe der nächsten Bahnstation erbeten!
Bitte sich auf diese Zeitung zu berufen.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Technikum Altenburg S.-A.
für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Civis Romanus (Bremerhaven):
Internat. latein. Monatsbl. (litt., carm., polit., aenigm. etc.) 3. Jahrg. Viertelj. 1 Mk.

Jaeger & Mirow
Alterwall 8 **Hamburg** Beim Rathause.
Strumpfwaren, Unterzeuge
Normal- und Reform-Unterkleidung
Decken, Flanelle, Handschuhe.
Man verlange Preisliste.

Gothaer Lebensversicherungsbank a. G.
Versicherungsbestand . . . . 840 000 000 M.
Bisher gewährte Dividenden . . . . 210 000 000 „
Unverfallbarkeit — Unanfechtbarkeit — Weltpolice.
Verwendung der Dividende zur Prämienermäßigung oder zur Erhöhung der Versicherungssumme.
Auskunft durch die Anstalt selbst oder deren Vertreter.

Der hochverehrten Geistlichkeit von **Bremen und Umgegend** die ganz ergebenste Mitteilung, daß ich mich als
Orgelbauer
hier niedergelassen habe. Alle Arbeiten, wie **Neubauten, Umbauten, Reparaturen** und **Stimmungen** werden bei gewissenhafter Ausführung billigst berechnet.
Ernst Gehlhar,
Bremen
Wilhelmstr. 34.

Otto Fuß
Hannover Contor: Windmühlenstrasse 2 B, Fernsprecher 1578.
Kohlen, Coks, Brikets
für Industrie und Hausbrand.
Lieferung direkt ab Zeche und ab Hannover.
Vertreter der Briketwerke
Harbke bei Helmstedt und **Caroline bei Offleben.**

Süße
Messina-Apfelsinen
per Originalkiste 100 Stück Ia. 5 M., 200 Stück 9 M.; 150 Stück mittelgroß 5 M., 300 Stück 9 M.; **Blutapfelsinen** 1 M. mehr; Postkorb (10 Pfund) 2,50 M., Blut- 3 M.; Postkörbe franko; geringere Sorten billiger, versendet
Aug. Ahrens,
Südfrucht engros,
Hamburg, Deichstraße 12.

Der heutigen Nummer liegt für unsere Postabonnenten ein Prospekt der Verlags- und Versandbuchhandlung **Max Heimbrecht** (vorm. Reuter & Heimbrecht), Berlin W. 57, Göbenstr. 7, bei; ebenso der Gesamtauflage ein Prospekt der Firma **Richard Wöpke,** Leipzig-Nsch., Verlags- und Versandbuchhandlung für theologische Literatur; auf beide möchten wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.